Trewula [Fortsetzung]

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 32

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-638944

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Trewula.

Eine Erzählung von Ernst Zahn.

4

Wenn sie mit ihrem Knaben allein war, so erzählte sie ihm vom Werden und Wachsen seines Vaters, von der

General Hans Herzog (Grenzbesetzung 1870).

einsamen Burg, die tief im Walde verborgen stand, und von der seltsamen Macht, die König Richmut über alle habe, die ihm nahten. Diese Macht nämlich trat immer mehr in Erscheinung. Jeder, der in seine Nähe kam, wurde von leidenschaftlicher Bewunderung für ihn erfüllt.

Im Kriege hatte er sich durch Kraft und Tapferkeit allen überlegen erwiesen, weit mehr erwies sich seine Größe im Frieden.

Die Gelehrten sagten von ihm, daß er mit einer spielenden Leichtigkeit sich einen Einblick in ihre Wissenschaften verschaffe, die Künstler fürchteten sein Urteil, denn es war untrügbar. Er hatte eine glückliche Hand im Verspenden von Wohltaten, sodaß das Volk von seiner Barmherzigkeit sprach. Er führte einen prunkhaften Haushalt, dessen Glanz den Rittern ebenso gefiel wie den Handwerkern und Händlern, denen er Verdienst schaffte.

Er ritt allein und furchtlos durch das Land und die Städte. Kinder erzählten mit leuchtenden Augen, daß er mit ihnen gescherzt. Arme zeigten die Hände, die er ihnen mit Gold gefüllt. Besonders aber lobten ihn die Frauen. Die einen rühmten sein schwarzes Haar und seine dunklen, blitzenden Augen, die andern seinen kühnen, geschmeidigen Wuchs. Viele sagten, daß er der liebenswürdigste aller Gesellschafter sei und manche meinten, in seinem Blicke liege eine bannende Gewalt, sodaß das Herz einem zu klopfen beginne, wenn sein Auge auf einem ruhe.

Trewula wußte, daß ihr Gemahl so war, wie sie ihn schilderten. Auch sie bewunderte ihn. Und wenn er bei ihr in der Kemenate saß, hielt sie seine Hände und streichelte sie gedankenvoll oder kniete wohl zu seinen Füßen und lehnte in Demut ihren Kopf an seine Knie.

Im Anfang seines Königtums brach, wenn er bei ihr war, in seinem Wesen dieselbe Leidenschaft hervor, die der Prinz einst gezeigt hatte. Er umschlang sein Weib und nannte sie seinen holden Feierabend, bei dem ihm still und friedevoll zu Gemüte werde.

Eines Tages, als sie so zu seinen Füßen saß, streichelte er ihr Blondhaar und fand eine kleine weiße Strähne an ihrer Schläfe.

„Siehe Dein Winter droht schon," sagte er halb im Scherz, halb wie erschreckt.

„Wir stehen nicht stille," antwortete Trewula und wies auf den Knaben, der am Fußboden spielte: „Siehst Du nicht, wie er groß wird?"

Ein andermal berührte der König, sich zu ihr niederbeugend, ihren vollen Arm: „Du bist nicht mehr meine schlanke Gerte," sagte er.

Ein tiefes Erröten ging über Trewulas Züge und floß bis auf ihren weißen Nacken. Sie antwortete nicht, aber als Richmut gegangen war, saß sie lange mit müßigen Händen und großen, staunenden Augen. Sie hörte immer noch des Gemahls Stimme. Und es schien ihr, als höre sie eine leise Enttäuschung oder Ungeduld darin läuten.

Der Knabe Edel, dem ihr Schweigen auffiel und den ihre Nachdenklichkeit beunruhigte, kam und schmiegte sich an sie. Da erwachte sie, erhob sich und legte den Arm um seine Schultern.

„Was ist Dir, Mutter?" drängte er angstvoll, denn er sah zwei Tränen an ihren goldnen Wimpern.

Sie stand ihm nicht Rede, aber sie wies mit der Hand aus dem Fenster und in die Ferne, wo weit über den Mauern der Stadt gelbe Felder sich dehnten. „Sieh," sagte sie, „wie alles zu Gold wird da draußen. Es ist nicht mehr Frühling jetzt."

Das letzte Wort aber klang wie Seufzen.

Von diesem Tage an, so schien Trewula, wurden des Königs Besuche in ihren Gemächern seltener und flüchtiger. Sie forschte in seinem Gesicht und in seinen Augen und glaubte eine Unstetheit zu sehen, die früher nicht darin gewesen. Auch schien ihr, daß seine Wange fahler sei und ein kaum merkliches Zittern an seinen starken Fingern.

„Bist Du krank, mein König?" fragte sie ihn.

Er lachte laut und suchte ihre Sorgen wegzuscherzen; aber sie sah, daß hinter seiner plötzlich hervorbrechenden Gesprächigkeit eine Angst lauerte, sie könnte weiterfragen.

In diesen Tagen trat des Königs Mutter in Trewulas Kemenate. Sie war kein seltener Gast; denn sie spielte oft mit dem Knaben, ihrem Enkel. Heute aber schien etwas Besonderes sie herzuführen. Sie erwiderte zerstreut Edels Liebkosungen und unter dem silbernen Haar trug ihre Stirn tiefe Furchen. Als sie neben Trewula stand, flüsterte sie ihr zu: „Schicke den Knaben in den Park und entlasse die Frauen. Ich habe mit Dir zu reden."

Trewula tat nach ihrem Wunsche.

Dann saßen die Königinnen einander gegenüber. Es war gegen Abend. Rote Wolken standen vor den Marmorbogen des Fensters. Es lag ein Schimmer wie von Blut auf dem Gesimse, und das Licht im Gemach glich dem Abglanz einer Brunst.

„Was dünkt Dich von dem König, meinem Sohn?" begann die Greisin.

Trewula legte die Hände um ein Knie und sah ins Leere.

Sie antwortete: „Er steht auf dem Gipfel dessen, was Menschen erreichbar ist."

„Er hat zu viel erreicht, Trewula, meine Tochter," fuhr die Greisin fort. „Erfolg macht trunken. Ich habe alles mit angesehen, und ich kann Dir sagen, wie es gekommen ist und weiter kommen wird."

Die Königin zögerte, als warte sie, ob Trewula spreche. Als diese aber schwieg, fuhr sie fort: „Mein Sohn, Dein Gemahl, hat zu viel Lob gehört. Sie rühmten Tag für Tag seine Taten."

„Sie hatten wahrlich Ursache," unterbrach Trewula stolz.

„Sie hatten es," sprach die alte Königin weiter, allein sie gewöhnten ihn so an Lob und Schmeichelei, daß er allmählich nicht unterschied, wenn sie rühmten, was keines Ruhmes wert war. Jetzt trinkt er ihre süßen Worte wie Gift und merkt nicht, wie es ihn betäubt. Er fühlt sich ein Gott und glaubt an seine Allmacht und daß ihm erlaubt, was andern verboten. Ich rede davon, meine Tochter, daß du es wendest. Seine Mutter will er nicht hören, vielleicht hört er auf sein Gemahl."

Trewula sah vor sich nieder. Ihr Mund zuckte. „Meine Macht ist gering," sagte sie, „Du vergissest, Königin, daß ich eine Magd war, und daß die nicht gebieten darf, die also erhöht wurde. Aber ich will es versuchen. Und," fügte sie hinzu, „wenn ihm die Schmeichler falsch wären, und ihm darum ein Leid geschähe, so werde ich an seiner Seite sein, es mit ihm zu tragen."

Sie erhob sich bei diesen Worten. Ihre Gestalt streckte sich und aus ihren Augen brach ein Glanz, der wie lachende Kraft war.

V.

König Richmut saß im Thronsaale. Er empfing Boten und hielt Gericht. Sechs Edelknaben hockten auf den Stufen, die zu dem Throne aus Elfenbein führten, auf dem Richmut saß, je drei zu jeder Seite. Neben dem König stand der greise Kanzler in schwarzsammtnen Talar, und viele Ritter und schöne Frauen schlossen sich an. Eine Stunde schon dauerte das Hin und Her der Menschen, die Gewähr hatten, vor den König zu treten.

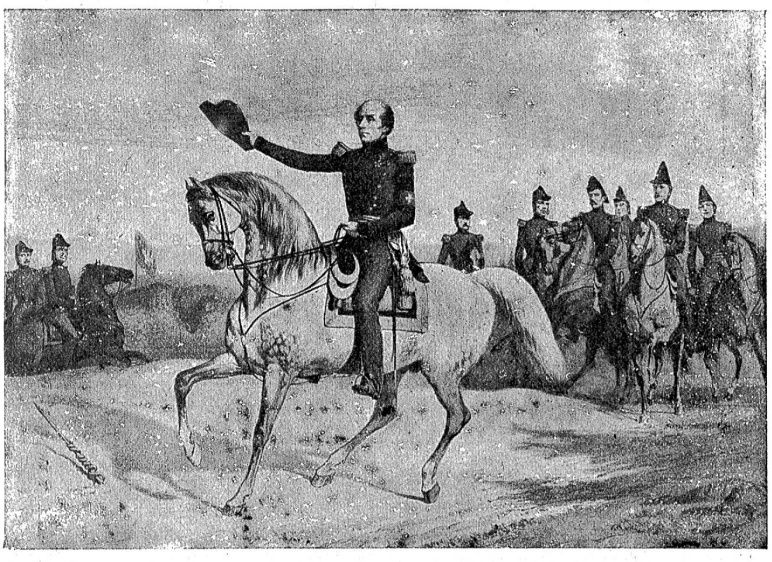
Da waren die Bürgergesandten einer Stadt, welcher Richmut das Denkmal eines berühmten Sohnes und großen Dichters geschenkt hatte.

Der Führer eines Fähnleins kam, um die goldene Kette zu empfangen, die der König ihm zum Lohn für eine Heldentat verliehen.

„Weißt Du, wie wir Seite an Seite stritten in der Schlacht am toten Berge?" sagte Richmut zu ihm und sein müder Blick loderte auf.

Eine Schar von Bauern kam, deren Felder von schweren Wettern zerschlagen worden. Sie baten um Erlaß der Abgaben.

König Richmut sah den Kanzler an. Der schüttelte den klugen, feinen Kopf und sprach, daß, was dem einen recht, dem andern billig sei, daß Tausende mit derselben Ursache dieselbe Bitte äußern würden, daß aber der Staatsschatz zu arm sei, allen zu willfahren. Da winkte der König seinem Schatzmeister und hieß aus dem Gute der Krone den Bittenden die Steuer ersetzen.



General Heinrich Dufour und sein Stab.
H. Dufour von Genf wurde am 21. Oktober 1847 von der Tagsatzung zu Bern zum Oberbefehlshaber der eidg. Truppen im Sonderbundsfeldzug ernannt.

Mit tränenden Augen warfen die Leute sich zu des Herrschers Füßen. Durch die Menge des Gefolges aber ging ein Murmeln des Beifalls.

Weiter ging die Tagung. Zwei Nachbaren kamen, die in jahrelangem Streit standen. Ein Weib trat heran, dem der Mann entlaufen und es mit den Kindern im Elend gelassen. Ein Gelehrter wurde herein geführt, der eine Entdeckung dem Könige zu erklären wünschte.

Richmut saß in seinen Stuhl zurückgelehnt. Sein Gesich war weiß, wie die marmorene Diele des Saales, aber kohlschwarz umrahmte sein Haar das Antlitz und das Aufsprühen seiner Blicke verriet die Arbeit der Gedanken, die hinter seiner blassen Stirne ging.

Er entschied in dem Streite der beiden Feinde mit einem scharfen Wort. Er gab Befehl, den entflohenen Mann zu suchen und zu fangen und ihn in schwerer Fesselarbeit das verdienen zu lassen, was den Seinen Not tat. Er hörte den Gelehrten und sprach manchmal zwischen seine Erklärungen hinein, sodaß der andere erstaunt aufhorchte, wie viel der Herrscher von dem wußte, was er sein ureigenes Gebiet geglaubt. In allem, was an diesem Morgen geschah, war König Richmut nicht nur der erste an Macht, sondern auch an Klarheit und Schärfe des Geistes. (Fortsetzung folgt.)

Wie ein Krieg entsteht.

Vorbemerkung. Aus dem berühmten Roman der kürzlich verstorbenen österreichischen Schriftstellerin und Friedensfreundin Bertha von Suttner: „Die Waffen nieder". E. Piersons Verlag in Dresden. — Das Kapitel, das wir hier abdrucken, ist in unseren Tagen so wahr geworden, daß es kaum einer Einführung bedarf. Nur das sei erklärend vorausgeschickt: Es handelt sich um den österreichisch-preußischen Krieg von 1866, in dem die beiden Staaten sich um den Besitz des 1864 gemeinsam den Dänen entrissenen Schleswig-Holstein stritten und in dem bekanntlich die Preußen dank ihrer guten Heeresschulung und ihrer trefflichen Waffen Sieger wurden. — „Die Waffen nieder" hat in geradezu genialer Weise das Wesen des Krieges erfaßt. Wir empfehlen das Buch unseren Lesern mit allem Nachdruck zur Lektüre.